



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Vergangenheit und Zukunft

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

„Wir gehen ganz einfach — und ich fühle mich sehr wohl dabei — der dauernden Besetzung des linken Rheinufer entgegen.“

Die Vorgänge sind noch in zu frischer Erinnerung, als daß es nötig wäre, bei ihnen zu verweilen. Das Ergebnis ist ein völliger Mißerfolg. Frankreich hat seinen Zweck nicht erreicht und wird ihn nach menschlichem Ermessen nicht mehr erreichen. Noch sind die fünfzehn Jahre des Friedensvertrages nicht vorbei, und schon ist es mehr als zweifelhaft, ob Poincaré, wenn er seinem Gegner von 1919 im Jenseits begegnen sollte, ihm die Versicherung geben könnte, die jener damals erwartete. Heute schon ist Frankreich im Begriff, sich vom Rhein zurückzuziehen. Hat es ihn für immer aufgegeben? Die Hartnäckigkeit, mit der ein Teil seiner Politiker an diesem Ziele festhält, die Verbissenheit, mit der man sich immer noch mit Klauen und Zähnen an die letzten Besatzungsposten klammern möchte, lassen nicht darauf schließen, daß der Verzicht auf die Eroberung endgültig vollzogen ist. Noch ist der § 430 des Versailler Friedens nicht ausdrücklich aufgehoben, der es Frankreich erlaubt, unter Umständen auch noch nach Jahren und Jahrzehnten die Besetzung des Rheinlands zu erneuern. Wie ein Damoklesschwert schwebt die Drohung der Strafmaßnahmen, der berüchtigten Sanktionen, jede Stunde über der schönsten, der reichsten und wertvollsten deutschen Provinz\*). Wird die nächste Zukunft diese Gefahr verschwinden lassen? Denken die Männer, die Frankreichs Politik führen und in der nächsten Zukunft führen werden, denken sie heute anders in dieser Frage, als sie 1919 dachten? Hat Poincaré die dauernde Besetzung des Rheinlands, bei der er sich 1922 so wohl fühlte, von seinem politischen Wunschzettel gestrichen? Hat der Präsident der Republik, Doumergue, eingesehen, daß der Petersburger Vertrag über das Rheinland vom Februar 1917 ein Irrtum war? Ist Briand,

---

\*) Die deutschen Reichsminister, die im Januar 1930 den Vertrag im Haag unterzeichnet haben, behaupten das Gegenteil. Wenn das ihre wahre Meinung sein sollte, so würden sie weder juristisch noch politisch denken.



der ihm als Minister des Äußern den Auftrag dazu gab, aus dem Saulus ein wirklicher Paulus geworden? Steht Tardieu, der für Clemenceau bei den Friedensverhandlungen die Feder führte und das Werk in einem eigenen Buch verteidigt hat, nicht mehr auf dem Standpunkt, den sein Meister in dem denkwürdigen Ministerrat vom 25. April 1919 einnahm? Und endlich: hat das französische Volk seine Natur gewechselt, seinen stärksten Instinkt verloren, den Trieb zur Eroberung? Sind nicht mehr — ich zitiere Thiers, den Urfranzosen — „Eitelkeit, Neid und Ehrgeiz seine wahren Leidenschaften“? Ist es nicht mehr das Volk der geborenen Soldaten, das in alter und neuer Zeit die Vorbilder und Formen des Krieger-tums, den Ritter des Mittelalters, den Offizier der Neuzeit, Vassallität und stehendes Heer, geschaffen, das in seiner langen Geschichte mehr Kriege als jedes andere Volk und seit dreihundert Jahren, mit einziger Ausnahme des Krimkriegs, keinen geführt hat, dessen Ziel nicht Eroberung gewesen wäre?

Unsere Sache ist es nicht, darüber Betrachtungen anzustellen. Wir haben es nicht mit der Zukunft zu tun, auch nicht mit der Gegenwart, die noch nicht Geschichte geworden ist. Unversehens sind wir aus der Betrachtung der Vergangenheit in sie hineingeglitten. Denn wo ist die Grenze? Gestern und heute, Geschichte und Politik, Gewesenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, hier fließen sie in eines zusammen. Drei Jahrhunderte trennen uns von dem Auftreten Richelieus, mit dem das Drama der deutsch-französischen Beziehungen anhebt — was vorausgegangen war, ist Vorspiel —, und als wären sie unsere eigene Geschichte, berühren uns die Dinge von damals. So bleibt es durch die Jahrhunderte: Mazarin und Ludwig XIV., Vergennes, Danton und Napoleon I., Chateaubriand und Polignac, Thiers und Napoleon III. erscheinen uns wie Zeitgenossen und nehmen die Züge von Poincaré und Clemenceau, Foch und Tardieu an, neue Träger altbekannter Rollen in einem Stück, das sich ewig wiederholt. Wieder hören wir die Schlagworte von der Sicherheit Frankreichs, die nur gewährleistet sei, wenn seine Hauptstadt nicht so nahe an der Grenze liege und ihm die unmittelbare Berührung mit einer



andern großen Nation erspart bleibe. Wieder wird das Land links des Rheines und jetzt sogar ein Streifen auf dem rechten Ufer als französische Interessensphäre in Anspruch genommen, wo kein deutscher Soldat sich blicken lassen darf, und wieder schimmert durch den Vorhang der Deklamationen von Grenzschutz und Friedenssicherheit die lüsterne Miene der Eroberung, die darauf rechnet, daß überlegener wirtschaftlicher und geistiger Einfluß ihr früher oder später zum vollen Besitz eines Landes verhelfen werde, dessen Bevölkerung und Gesittung man trotz aller entgegengesetzten Erfahrungen nicht aufhören will als halb französisch in Anspruch zu nehmen. Sagen wir es mit einem Worte: Der Westfälische Friede, der durch zwei Jahrhunderte der französischen Politik zum Eckstein diente und durch Bismarck zertrümmert wurde, er ist wieder da, ist sogar weit überboten. Deutschland ist nicht nur militärisch entwaffnet und wehrlos, es ist durch die Last unerschwinglicher Tribute auf zwei Menschenalter in Verarmung, Not und wirtschaftlicher Ohnmacht am Boden gehalten und dadurch sein Erstarken und seine Wiedererhebung zur Großmacht am wirksamsten verhindert. Alles ist wieder, wie es zwischen 1648 und 1866 gewesen, ja hundertmal schlimmer, als es damals war, und Frankreich, gestützt auf die deutsche Ohnmacht und seine eigenen Bündnisse mit Deutschlands östlichen Nachbarn, kann sich schmeicheln, das europäische Festland unbestrittener als je früher zu beherrschen.

Nur einen Zug weist das neue Bild auf, der im alten fehlte. Die vorherrschende Stellung, die Frankreich in früheren Zeiten einnahm, hatte es aus eigener Kraft erworben und behauptet, heute verdankt es, was es ist und hat, der Hilfe anderer. Niemand wird die Anstrengungen herabsetzen wollen, die es selbst gemacht hat. Seine Opfer an Gut und Blut sind ungeheuer gewesen. Aber an den Krieg nur zu denken hat es doch erst gewagt, als es der Waffenbrüderschaft Rußlands und Englands gewiß war und auf Italien hoffen durfte, und gewinnen konnte es den Kampf nur, weil schließlich auch Nordamerika mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln an Menschen und Material ihm beisprang. Sein Erfolg auf dem



Friedenskongreß hing denn auch vom guten Willen Englands und Amerikas ab. Wären diese Staaten, die damals, da Rußland und Deutschland verschwunden waren, allein neben Frankreich die Welt darstellten, wären sie, statt durch einen eitlen, eigensinnigen Doktrinär und einen Scharlatan ohne Bildung und Grundsätze, durch wirkliche Staatsmänner vertreten gewesen, die ihre Aufgabe begriffen und ihr gewachsen waren, der Friede hätte ein anderes Aussehen erhalten. Man tritt der französischen Nation nicht zu nahe und nimmt ihr nichts von dem, was sie militärisch und diplomatisch geleistet hat, wenn man sie daran erinnert, daß ihr Triumph nur die Begleiterscheinung einer Weltkatastrophe gewesen und ihre Hegemonie in Europa der geschickten Ausnutzung augenblicklicher besonderer Umstände zu verdanken ist. Frankreich selbst hat das eingestanden, indem es die größten Anstrengungen machte, für seine Absichten am Rhein die dauernde Unterstützung und Bürgschaft Amerikas und Englands zu gewinnen.

Das ist ihm nicht gelungen und wird ihm in Zukunft noch weniger gelingen. Mit der deutschen Macht ist auch die Furcht vor der angeblichen deutschen Gefahr überall im Schwinden, und die Fabel, daß Frankreich den Frieden Europas und die Freiheit der Welt gegen den deutschen Militarismus verteidige, wird außerhalb Frankreichs bald keinen Gläubigen finden. Als Woodrow Wilson auf der Pariser Konferenz den erstaunlichen Ausspruch getan hatte, der Rhein sei „die Grenze der Freiheit“, wurde er von seinem eigenen Volk verleugnet, das dem vom Präsidenten geschlossenen Frieden die Bestätigung verweigerte und den Vertrag, der die Vereinigten Staaten zum Schutze Frankreichs gegen einen deutschen Angriff verpflichtete, verwarf. Seitdem hat die Wahrheit Fortschritte gemacht. Es war schon mehr, als was die Welt nach den Erfahrungen mit der französischen Besatzung im Rheinland vertragen konnte, wenn noch im Jahre 1926 René Pinon in der angesehensten französischen Zeitschrift sich erlaubte zu verkündigen: „Sooft deutsche Soldaten den Rhein überschreiten, tun sie es in einem Rausch von Hochmut und



Raubgier; wenn die Franzosen am Rhein stehen, so haben sie das Gefühl, die erbliche Aufgabe, den tiefen Wunsch aller gallischen und französischen Generationen zu erfüllen, die am Rhein gekämpft haben für die Rettung des Vaterlands, für die Ordnung in Europa und den Schutz der abendländischen Gesittung. Die Anwesenheit Frankreichs am Rhein ist die wesentliche Bedingung friedlichen Gleichgewichts in Europa.“ Mit der handgreiflichen Verdrehung geschichtlicher Wahrheit, die diese Sätze enthalten, braucht man sich heute nicht mehr abzugeben. Diese falsche Münze wird im Weltverkehr nicht mehr angenommen, ihr Kurs ist auf gewisse französische Kreise beschränkt. Die lebendige Entwicklung der Dinge ist über den französischen Anspruch heute schon hinweggeschritten, ihn zu verteidigen ist die übrige Welt nicht mehr bereit, und den Frieden, der 1919 dem Deutschen Reich aufgezungen wurde, würden heute nicht einmal Wilson und Lloyd George unterschreiben.

Was die Zukunft bringen wird, wer vermißt sich, es nur zu ahnen? Die Weltgeschichte steht niemals still, und auch das Werk von 1919 wird nicht ewig dauern. Es wird einer andern Gestaltung Platz machen, wenn die Verteilung der Kräfte, der es sein Dasein verdankt, sich ändert. Wird Frankreich bleiben, wie es ist, werden die inneren Krisen, die ihm so wenig wie den andern europäischen Staaten erspart bleiben können, seine äußere Macht unversehrt lassen? Wird Deutschland sich wieder erheben, wird es noch tiefer sinken? Niemand weiß es, und Vermutungen sind müßig. Bleiben wir bei dem, was unsere Betrachtung ergibt.

Daß Deutschland und Frankreich aufeinander angewiesen und im Grunde natürliche Verbündete seien, ist oft behauptet worden, von Gelehrten und Staatsmännern, deren Urteil etwas wiegt. Die Geschichte hat sich dennoch nie daran gekehrt, sie ist ihren Weg in entgegengesetzter Richtung gegangen, und der „Zweibund von Intelligenz und Fortschritt“, von dem Bismarck einmal gesprochen hat, ist nie zustande gekommen, vielleicht nur, weil niemals auf beiden Seiten zugleich der Staatsmann sich fand, der die Einsicht und die



Kraft besaß, das Richtige zu tun. In ungleicher Weise verteilt sich die Schuld; hat Deutschland wohl den Willen, aber nicht immer das nötige Geschick bewiesen, so darf man von Frankreich sagen: es hat nicht gewollt. Den Schaden tragen beide Länder und mit ihnen die ganze Welt. Welche politischen Vorteile das eine wie das andere Volk von einträchtigem Zusammengehen haben würde, liegt auf der Hand, schon die kurzen acht Jahre zwischen 1877 und 1885 haben davon eine Probe gegeben. Daß ihr geistiger Austausch für beide Teile fruchtbar und förderlich ist, steht über jedem Zweifel. Sie scheinen dazu bestimmt, voneinander zu lernen und einander zu ergänzen, gerade weil sie so verschieden, ja gegensätzlich geartet sind. Gefährlich können sie einander nicht werden, wie es etwa der Engländer vermöge seiner inneren Verwandtschaft dem Deutschen nur zu leicht wird. Wenn man sieht, was schon vor vierundachtzig Jahren der geistvolle Gustav Rümelin hervorgehoben hat, wie spurlos die langen Zeiten französischer Mode am deutschen Volkscharakter vorübergegangen sind, so kann man auch für die Zukunft in dieser Hinsicht keine Befürchtungen hegen. Vollends die Warnungsrufe vor den Gefahren deutscher Einflüsse, die in Frankreich zuzeiten laut werden, erscheinen dem, der die Dinge nüchtern ansieht, nur als Äußerungen krankhaft überreizter Eigenliebe. Deutsche und Franzosen können auch in Zukunft für ihre eigene Entwicklung voneinander lernen, wie sie es bisher getan haben, und würden dabei auch künftig bleiben, was sie sind. Aber an dauernde Aussöhnung zu glauben, die doch die erste Bedingung fruchtbareren Zusammenlebens ist, fällt heute schwerer als je. Es sieht aus, als sollte Ernest Lavisse, der Kenner beider Länder und ihrer Geschichte, Recht behalten, der kurz nach dem Ende des letzten Krieges die Überzeugung aussprach, zwischen diesen beiden Völkern gebe es keine Versöhnung mehr, zum Unglück für sie selbst und für die ganze Welt. Von Deutschlands Unglück brauchen wir nicht zu reden. Aber auch Frankreich darf sich nicht einbilden, das Jahr 1918 habe den Zwist für immer beendet und seine Zukunft sichergestellt, und auf Deutschland komme es



nicht an. Die Rolle der Weltmacht, in der die französische Nation unter Ludwig XIV. und Napoleon I. gescheitert ist, als sie noch die stärkste in Europa war und es weder ein britisches noch ein amerikanisches Weltreich gab, diese Rolle wird sie heute aus eigener Kraft allein noch weniger durchführen können. Vielleicht ist der Tag nicht einmal fern, wo ein französischer Staatsmann bereuen wird, daß es keine deutsche Großmacht mehr gibt, bereit und willig, die Unterstützung zu leisten, die man verschmäht hat, als sie zu haben war. Er würde zu spät bereuen.

Es gibt noch ein anderes „Zu spät“. Wer sich über den Gesichtskreis des Deutschen oder Franzosen erhebt, der weiß, was es für die Welt bedeutet haben würde, hätten diese beiden Nationen zu rechter Zeit den Bund aufrichtiger Verständigung geschlossen. Ihr vereintes Wirken hätte dem europäischen Abendland die Herrschaft über den Erdball dauernd gesichert, die heute bereits verloren ist und nicht wiederkehren kann. Das Erstgeburtsrecht Europas, wie Rudolf Kjellén es genannt hat, konnte nur vereint von den großen Völkern des Okzidents bewahrt werden; ihr tödlicher Zwist mußte es den andern Erdteilen ausliefern. Er wäre nicht ausgebrochen und die Weltgeschichte hätte sich in ungebrochener Linie fortsetzen können, wären die beiden führenden Nationen des europäischen Festlands zu rechter Zeit einig geworden und geblieben. Das nachzuholen, ist es für immer zu spät, und über den Verlust der schönsten Möglichkeiten können wir uns nur mit der entsagenden Einsicht trösten, daß das Vollkommene wohl einmal im Reiche der Kunst, im Leben niemals Wirklichkeit wird.